

Gemeinsam ans Werk

JOHANNES MATTHIESSEN: **Kunst Werk Erde. In der Erde den neuen Himmel sehen. Erdheilungsprojekte mit Jugendlichen in aller Welt.** Verlag V. F. Sammler, Graz 2006. 200 Seiten, 24, 90 EUR.

Die Untertitel und die einleitenden Worte des Buches lassen aufdringlich freundlich schwebende New Age Literatur ahnen. Zunächst mal sich outen als wirklich netter Mensch und so ganz echt dankbar sein für alles, was uns unsere wunderbare Arbeit möglich macht. Das schüchtert den gehetzten Alltagsmenschen schon mal ein und lässt ihn Höheres erwarten. So eine Art Yogaübung am Anfang. Und dann mit einem steif nachgestellt wirkenden Brief an die eigenen Söhne ins Inferno der guten Absichten einleiten. Familiär kommt gut.

Was Johannes Matthiessen nach den Einleitungen im Buch beschreibt, kommt nicht mehr so lieblich gestelzt daher, sondern ist sehr einfach, gerade aus und wie ein Reisebericht, wie eine lebenslange Studienfahrt. Die Qualität liegt in dem Begegnen, dem Lernen vom Anderen, dem Geben und sich einlassen auf das Gegenwärtige und Anknüpfen an die Zusammenhänge, die vergessen und übersehen sind. In seinen Schilderungen gibt Matthiessen ein Beispiel, wie der Einzelne mit anderen im großen Erdzusammenhang heilend wirken kann. Das steht immerhin der rasenden Zerstörung des Planeten entgegen, die bei den meisten nur Angst und Depression auslöst. Ein besonderer Fokus richtet sich in Matthiessens Buch auf die Schulen und junge Menschen. Mit ihnen arbeitet er in seinen Projekten zusammen. Nicht still sitzen und schlucken müssen, was die erklären, die nichts tun und nichts ändern, sondern aufstehen und rausgehen und mitwirken und sich einbringen in das wirkliche Geschehen in der Welt. Mehr lernen. Gilt auch für Waldorfschulen. »Wer geht mit uns auf die heutigen sozialen, ökologischen und wirtschaftlichen Probleme und Aufgaben zu, die schon da sind und auf uns warten?« fragt eine Waldorfschü-

lerin aus Sao Paulo. »Nicht Aufsätze schreiben über Probleme, sondern gemeinsam ans Werk gehen und noch viele andere Menschen mit einbinden.«

Johannes Matthiessen ist Landschaftsarchitekt und Lehrer. Er traf auf Joseph Beuys, traf auf Rudolf Steiner und immer wieder auf Menschen und Orte und Aufgaben und auf die Erde.

Er schildert in diesem Buch in eingängiger Weise seine Projekte in verschiedenen Ländern und Kontexten rund um den Globus. Es beginnt mit seinen Erlebnissen auf der größten Müllhalde der Welt bei Manila und was ihm klar wurde, als er die Ärmsten der Armen in Bangla Desh malen lies. Es beginnt mit einem Schulpark in Heidelberg, mit Kunstaktionen in Herne, als er mit den Schülern unterwegs war durchs Ruhrgebiet, um sich auf Menschen und Landschaft einzulassen. Schule unterwegs. Ein sozialökologisches Projekt mit Schülern und Schülerinnen aus verschiedenen Kulturen in Lissabon, ein Lichtprojekt und das Aufforsten einer Gebirgswüste in Spanien. Wüste, warum sie wächst, Wald und die Parallele zur Gesellschaft und dass man doch etwas tun kann, sein Leben in die Hände nehmen und »seinen Himmel auf die Erde bringen«. Matthiessen zeigt zu einem Projekt in Österreich schöne und interessante Zeichnungen von verschiedenen Bäumen und ihren unterschiedlichen Lichtern und Schattenarten. Er berichtet von Süd Dakota und den Indianern, ihrer Geschichte dort und einem Waldpark jetzt. Ein Schulprojekt war der Auslöser. Eine Schule sollte errichtet werden, in der die alte Kultur und Sprache der Lakota wieder belebt und gepflegt wird. Denn in den staatlichen Schulen war ihnen ihre Sprache verboten. Die Beschulung der Indianerkinder aus der Prarie geschah unter Zwang. Viele starben daran. Die meisten anderen wurden im Bündel weiterer amtlicher Fürsorge zu gesundheitlichen Wracks und seelisch niedergehalten. Für die neue Schule, die eigene Schule, die wieder zur eigenen Identität führen soll, hat man sich die Pädagogik eines gewissen Rudolf Steiner gewählt.

Dies mag ein kleiner Hinweis sein auf den real existierenden Rassismus der erklärten Antiras-

sisten und die aktuelle Debatte um Rudolf Steiner in Punkto Rassismus.

Zahlreich, vielfältig, jedes ein Individuelles, gehen die Schilderungen von Projekten weiter; in New York und Chicago, im Aufdecken und Anknüpfen an das Verdeckte, im Hinhören auf den Hurikan »Katrina« und in Gewährwerdung des Informationssystems des Mississippi in Detroit, Straßengärten in Polen, Spirit Parks in Österreich, ein Herzplatz in San Francisco, Heilsteine in der Pfalz, Kunstpark in der Metalia Bucht in Griechenland, auf der Suche nach der Kultur mit den Aborigines, über Träume und soziale Prozesse und die Methode zur Regeneration von Erdlandschaften.

Am Schluss hat man einen tätigen Menschen auf einer Reise über die Erde begleitet, die wirkliche Orte bildet, und eine immer mehr sich rundende Erfahrung gemacht. Am Schluss bleibt eine lösende Kraft, die eingreift. Es bleibt auch eine stille, persönliche Schönheit.

Enno Schmidt

Heilige Kühe schlachten

JAMES LOVELOCK: **Gajas Rache. Warum die Erde sich wehrt.** Verlag List, Berlin 2007. 253 Seiten, 18 EUR.

Das Buch *Gajas Rache* von James Lovelock ist eine außerordentlich unbequeme Lektüre. Die Herausforderung beim Lesen liegt nicht nur im höchst beunruhigendem Thema – der Suche nach Antworten auf die Fragen, die der Klimawandel stellt – oder im Format des Autors – einem erfahrenem und verdienstvollem Geowissenschaftler und Vordenker der Umweltbewegung. Die eigentliche Herausforderung liegt im Umgang mit einer Reihe von Erwartungen, Provokationen und Reflexen, die über der Lektüre sowohl beim Autor als auch beim Leser offenbar werden. Obwohl das Buch über weite Strecken pointierte Standpunkte und zum Teil plakative Thesen verfolgt, liegt in meinen Augen sein Wert nicht darin, dass man ihm beherzt zustimmen oder es verwerfen kann,

sondern im konsequenten Verfolgen einer Frageperspektive, die radikal über das hinausgeht, wie üblicherweise mit Klimawandel umgegangen wird – etwa im Sinne eines Nachdenkens in Sachen »mögliche Modifikationen des Status Quo«: Was würde es heißen, die Herausforderungen des Klimawandels *wirklich* ernst zu nehmen?

Die Grundthese

Lovelocks Ausgangsthese ist kurz, schmerzlich und einfach nachzuvollziehen: Es ist zwar nötig, in Politik und Leben das Ruder herumzureißen, aber es ist längst zu spät, damit einen Zustand des Weltklimas zu bewahren, der einigermaßen Ähnlichkeit damit hätte, wie es heute noch ist. Nötig ist es, weil Klimaerwärmung die Lebensbedingungen für Menschen überall auf der Welt gefährdet, und zwar unverhältnismäßig drastischer, je wärmer die klimatischen Bedingungen weltweit werden. Zu spät für eine Art »weiche Lösung« ist es, weil die breite Einführung technischer Neuerungen ebenso wie die Durchsetzung politischer Maßnahmen oder die typischen Zeitskalen klimatischer Änderungen jeweils einige Dutzend Jahre betragen. Das heißt, die Folgen dessen, wozu wir uns heute entschließen, werden erst Mitte des Jahrhunderts sichtbar sein. Oder andersherum: Um auf die heute sichtbar werdenden Folgen des Klimawandels abmildernd zu reagieren, hätten wir in den 70er und 80er-Jahren mit derselben Alarmiertheit forschen und entscheiden müssen, die heute spürbar ist.

Lovelock urteilt aus der Perspektive seines Fachs, der Geosystemwissenschaft, ohne im Detail auf den aktuellen Stand der Klimatologie eingehen zu müssen. Seine Forschungsbiographie galt der Frage, wie das komplexe Zusammenspiel von Erde, Ozeanen, Atmosphäre und Biosphäre im Großen funktioniert, nicht den Einzelheiten. Er schaut auf geologische Zeiträume und das, was er für die Hauptprinzipien dieser Zusammenhänge hält. Aus dieser Perspektive ist die Erde schon lange zu warm, da die wichtigsten Kühlungsmechanismen – Albedo also Rückstrahlung von Sonnenwärme, und Verstoffwechseln von atmosphärischem Kohlendioxid

durch möglichst vitale – und das heißt kalte Ozeane – am besten unter Eiszeitbedingungen funktioniert. Die lebendige Erde ist heute dabei ohnehin unter Stress: Das skizzierte Zusammenspiel muss mit einer wesentlich wärmeren Sonne zurechtkommen als zu den Zeiten, als sich diese Form des Miteinanders von Erde und Bewohnern herausgebildet hat.

Die Fragen und Antworten

Es herrscht in Lovelocks Welt also höchste Alarmstufe; es geht um Tod und Leben, nicht nur irgendwo anders, vielleicht in New Orleans oder Bangladesch, sondern in England oder vor *unserer* Haustür – und er wird sich durch die jüngsten katastrophalen Überschwemmungen sicher bestätigt fühlen. Es erweckt meinen Respekt zu sehen, wie Lovelock hier sich selber ernst nimmt und konsequent Fragen aufwirft, die sich an diesem Ausblick orientieren. Das heißt, nicht einfach abzuwägen, ob der Neuwagen eher ein Hybrid-Toyota oder ein supersparsamer Diesel-Volkswagen sein soll, ob man in Windpark-Fonds investiert oder in die Biotreibstoffindustrie etc., sondern durchaus weltuntergangshaftes »Was sollen wir essen (lies: Was müssen wir tun, um nicht zu verhungern?), wie können wir akzeptabel wohnen (lies: Welche Standards und Wahlmöglichkeiten werden uns überhaupt noch zur Verfügung stehen?), wie lässt sich unser technischer und kultureller Stand einigermaßen bewahren (lies auch: Unter welchen Vorzeichen werden zukünftige Sozialformen oder Gemeinschaften stehen?)?« Der Teil des Buches, in dem er einige gängige Antworten darauf durchleuchtet, ist vielleicht nicht besonders ausgewogen recherchiert, enthält aber einige Argumente, denen man sonst nicht begegnet – so den Hinweis auf das Problem, dass Erdgas zwar einiges Potenzial für effizientere Verbrennung usw., also für Einsparungen von CO₂ bietet, aber bei der Nutzung unvermeidlich entweichendes Erdgas selbst ein höchst wirksames Treibhausgas ist und positive Nettoeffekte kaum bzw. höchstens langfristig zu erwarten sind. Größere Aufmerksamkeit hat bereits seine Forderung erregt, massiv auf Atomkraft als vergleichsweise klima-neutrale

Energie zuzugreifen. Der Leser schluckt beim provokanten »Wo kommt also diese falsche Behauptung eines riesigen Todeszolls durch Tschernobyl her? Größtenteils basiert sie auf einer bornierten Fehlinterpretation radiobiologischer Fakten« – aber es ist nicht leicht, Lovelock zu widersprechen, wenn er die Schrecken von Überschwemmungen (vgl. jüngst in Indien und Bangladesch) und extremen Hitzewellen (vgl. den Sommer von 2003) für größer hält.

Polemik und Kriegszustand

Hier gibt es im Buch einen »polemischen Teil«, in dem Attitüden wie »Umweltschutz« oder »Nachhaltige Entwicklung« massiv angegriffen werden. Umgang mit dem Klimawandel, so die Botschaft, *wird wehtun* und ist nicht kompatibel mit der Sehnsucht nach einer heilen, schmerzlosen Welt, die er hinter solchen Impulsen vermutet. Ich wage die These, dass Lovelock hier mit seinen Argumenten weitgehend recht hat – jedenfalls fühle ich mich ertappt, wenn er die Psychologie des Guter-Mensch-Sein-aber-nicht-leiden-Wollens an verschiedenen Beispielen herauspräpariert. Lovelocks biographische Perspektive umfasst dabei einen Gutteil des 20. Jahrhunderts, und hier wird es spannend: An mehr als einer Stelle vergleicht er die heutige Situation mit der Stimmung von Wichtigkeit und Dringlichkeit des Krieges Englands gegen Hitler-Deutschland.

Hier artikuliert Lovelock letztlich seine Zweiflung gegenüber dem, wie die Welt heute ist. Implizit und explizit werden eine Vielzahl von kollektiven Schwächen angesprochen, die er angesichts der Problematik für fatal hält – Trägheit, Hedonismus, Ignoranz ... So schwer es ist, ihm hier Irrtum vorzuwerfen, so unwohl ist mir andererseits mit der Verklärung von Schulterschluss und Zähnezusammenbeißen. Der Richtung nach leuchten mir seine Hauptappelle zum Umgang mit dem Klimawandel ein: der Ruf nach einem strategischen Ziel, das klare Bekenntnis zum Bruch mit dem gegenwärtigen Status Quo, das Ende der Selbsttäuschungen über die Reichweite und Bedeutung technischer Verbesserungen innerhalb des derzeitigen Lebenswandels. Der Ruf nach einer

Art Kriegsrecht, unter dem der geführte (von wem eigentlich?) Wandel stehen möge, ist die konsequente Folge der analysierten Schwächen unserer Zivilisation. Ohne gemeinsamen Feind schaffen wir weder Konsens noch Wandel. Sein Plädoyer für Kernkraft steht dabei in der Tradition der Suche nach technischen Lösungen, die uns auch in die Krise geführt haben – insofern ist sein Ansatz so konsequent wie Teil des Problems. Vielleicht skizziert er also einfach die nächst schlechtere Lösung nach dem kollektiven Desaster, in das die Menschheit geraten wird, wenn nichts Grundsätzliches geschieht. Was dem Autor fehlt oder abhanden gekommen ist, ist das Vertrauen in eine konstruktive Rolle der Menschheit auf der Erde. Es ist natürlich zu hoffen, dass seine Warnungen helfen, effiziente, aber weniger autoritäre Lösungsansätze zu finden und auf den Weg zu bringen – Mut auf dem Weg dorthin macht er nicht.

Florian Theilmann

Grenzen der nationalstaatlich gebundenen Wissenschaft

ULRICH BECK: **Weltrisikogesellschaft – Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit.** Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 2007. 440 Seiten, 19,90 EUR.

»Am Beginn des 21. Jahrhunderts sehen wir die moderne Gesellschaft mit anderen Augen – und diese Geburt eines »kosmopolitischen Blicks« gehört zu dem Unerwarteten, aus dem eine noch unbestimmte Weltrisikogesellschaft hervorgeht. Von jetzt an ist nichts, was geschieht, ein bloß lokales Ereignis. Alle wesentlichen Gefahren sind Weltgefahren geworden, die Situation jeder Nation, jeder Ethnie, jeder Religion, jeder Klasse, jedes Einzelnen ist auch Resultat und Urheber der Situation der Menschheit. Ausschlaggebend ist: Von jetzt an ist die Sorge um das Ganze zur Aufgabe geworden.« (S. 47f)

Es darf ein Ereignis genannt werden, wenn in einem sozialwissenschaftlichen Werk der Gegenwart eine gewissenhaft-phänomenologische Gegenwartsanalyse geeint mit einem intuitiven

Erkenntnisvermögen in Erscheinung tritt; denn zumeist findet sich kaum eine Brücke zwischen einseitig analytisch-statistischen Betrachtungen einerseits und der Notwendigkeit einer ideellen Zusammenschau andererseits. Einer unermesslichen, geradezu inflationären Anhäufung an Faktenwissen auf der einen Seite steht deshalb eine Vielzahl von Grundlagenwerken gegenüber, die ihrerseits wiederum durch ihren tendenziell hermetisch-ideellen Charakter in den besonderen Fragen der Gegenwart nicht fruchtbar zu werden vermögen. Zu den seltenen Ausnahmen zählt in gewisser Weise Jeremy Rifkins 1995 erstmals erschienenes Buch »Das Ende der Arbeit – und ihre Zukunft«, mit dem es Rifkin gelang, die herausragende Bedeutung (und Verantwortung) der Zivilgesellschaft im Kontext der Entwicklungen des Marktes und des Staates im Zeitalter der Globalisierung ins Gespräch zu bringen. Dieses Verdienst bleibt Rifkins Arbeit, obwohl viele Kritiker manche seiner Lösungsvorschläge und Analysen (etwa die von ihm beschriebenen Auswirkungen der weltweiten wirtschaftlichen Rationalisierungstendenz) als unwissenschaftlich, d.h. ideologisch überinterpretiert bezeichneten.

Nun ist im Frühjahr 2007 das neue Buch des in München und London lehrenden Soziologen Ulrich Beck, »Weltrisikogesellschaft«, erschienen, in dem er die bereits im Tschernobyljahr 1986 in seinem Buch »Risikogesellschaft« entwickelten Thesen aktualisiert. Anders als Rifkin hält sich Beck allerdings gerade mit Lösungen der von ihm aufgezeigten Problemstellungen zurück, er entfaltet vielmehr ein umfassendes Panorama der gegenwärtigen Menschheits-Situation, die darin besteht, dass die wissenschaftlichen und technischen Fortschritte der Moderne immer deutlicher an eine Grenze führen, wo die Folgen dieses Fortschritts neue Dimensionen globaler Gefahren eröffnen, die mit den herkömmlichen Wissenschaftsbegriffen und politischen Mitteln nicht mehr berechenbar und beherrschbar erscheinen. Diese These entwickelt er insbesondere an den drei Phänomenen: des Klimawandels, der möglichen weltweiten Finanzkrisen und des globalen Selbstmord-Terrorismus. Beck unterscheidet hierbei

die in diesem Zusammenhang in Erscheinung tretenden Risiken von den Katastrophen, wie sie die Menschheitsgeschichte auch in vorindustriellen Zeiten bereits kannte: »Risiko ist *nicht gleichbedeutend* mit Katastrophe. Risiko bedeutet die *Antizipation* der Katastrophe. [...] Während jede Katastrophe räumlich, zeitlich und sozial bestimmt ist, kennt die Antizipation der Katastrophe keine raum-zeitliche oder soziale Konkrektion.« (S. 29)

Indem nun diese Risiken aber auf verschiedene kulturelle, religiöse und weltanschauliche Voraussetzungen treffen, werden sie auch unterschiedlich interpretiert und führen zu unterschiedlichen Folgerungen, die sich zu einem Konfliktpotential entwickeln können, das Beck einen »clash of risc cultures« ahnen lässt. Deshalb spricht Beck von der jeweiligen »Inszenierung des Weltrisikos«. Damit kennzeichnet er zum einen die vermeintliche Notwendigkeit, die *möglichen* zukünftigen Gefahren einer globalen Situation in der »die Grenze zwischen Wissen und Nichtwissen zerfließt« (Beck 2007, S. 216), zu vergegenwärtigen, um Gefahren abzuwenden oder zumindest nicht unvorbereitet zu sein. Er zeigt jedoch auch auf, wie die auf diesem Weg geschaffenen »Inszenierungen« zu kaum absehbaren politischen Konsequenzen führen: »Überspitzt formuliert: Es ist nicht die terroristische Tat, sondern es sind die globale Inszenierung der Tat und die auf die Inszenierung folgenden politischen Antizipationen, Aktionen und Reaktionen, die die westlichen Institutionen der Freiheit und Demokratie zerstören.« (S. 30)

Doch dass, etwa durch verschärfte Sicherheitsmaßnahmen, die Freiheit und Selbstbestimmung der Bürger zwar beschnitten, die eigentlichen Ursachen des Risikos aber nicht beseitigt oder auch nur erkannt wurden, das gibt den von Ulrich Beck beschriebenen Risiken ihre eigentliche ambivalente Brisanz. Viel grundlegender muss eben nun gefragt werden: »Wer entscheidet, was (k)ein Risiko ist?« (S. 55) und wer ist legitimiert die Risikofaktoren rechtsverbindlich zu deuten? Becks gewissenhafte Gegenwartsanalyse verwahrt sich vor zu schnellen Antworten, sein Bemühen ist es vielmehr,

den Radius der Betrachtung so zu weiten, dass sichtbar wird, wie grundlegende Fragen durch die Zeitsituation neu gestellt werden: »Was ist im Horizont des Weltrisikos, also hergestellter elementarer Unsicherheit ›Gesellschaft? Was ist ›Politik‹, was ›Geschichte‹, wenn diese nicht länger national begrenzt und territorial gebunden gedacht werden können?« (S. 48)

Es ginge also darum, den »methodologischen Nationalismus« zu verlassen. Dementsprechend sieht Ulrich Beck die nun eigentlich möglichen Entwicklungen auch nicht in nationalstaatlichen Strategien, sondern in der Erfassung transnationaler Lebensrisikolagen und Handlungsräumen, »die das nationale Entweder-Oder durch ein ko-nationales Sowohl-als-auch erweitern, überlagern, in Frage stellen. Die Untersuchungseinheiten sind damit nicht länger die nationalstaatlichen Gesellschaften, sondern *transnationale Konstellationen*, also regionale Räume. Methodologisch setzt dies die Verkopplung (mindestens) zweier nationaler Bezugsrahmen der sozialwissenschaftlichen Beobachtung voraus« (S. 308f). Hierbei sieht Beck die (transnationalen) zivilgesellschaftlichen Aktivitäten als eine »Subpolitik *von unten*« ergänzend zur »Subpolitik *von oben*« (z.B. durch internationale Verträge und Institutionen) wirksam, wodurch in der wahrgenommenen Not der Weltrisikogesellschaft »Züge einer ›Weltbürgergesellschaft‹ Konturen gewinnen« (S. 154) können.

So wird die Menschheit durch die gegenwärtig immer dramatischer zu Tage tretende Risikolage, wie durch eine »List der Geschichte« (Beck), an eine Schwelle geführt, die den herkömmlichen linearen Fortschrittsglauben bricht und an ein neues Verantwortungsbewusstsein gemahnt. Nun muss aber gesehen werden, dass dies, was Beck als den Beginn der »reflexiven Moderne« beschreibt, für eine wirkliche Entwicklung nicht ausreicht, sondern vielmehr als »unbewusster Übergang über die Schwelle« bezeichnet werden muss, wie er bereits von Rudolf Steiner charakterisiert wurde. »Unbewusst«, denn es sind vor allem die Unsicherheiten und Ungewissheiten, die immer mehr von den einzelnen Menschen erlebt werden, keine wirklich neue

bewusste Begrifflichkeit. Die von Beck thematisierte »Weltbürgergesellschaft« wird sich eben nicht allein durch ein reaktives, d.h. notgedrungenes Handeln zu einer wirklich zeitgemäßen sozialen Gestaltung ausbilden können, sondern sie erfordert eine bewusste Erkenntnis der Bedingungen der Weltrisikogesellschaft. Denn kein abstraktes politisches Programm wird den vermeintlich zum egoistischen Lebenserhalt genötigten individuellen Menschen die Motive zu einer lebensgerechten Neuorientierung geben können. Dies ist nur möglich durch das »Aufsteigen von der bloßen Sinneswissenschaft zur Geisteswissenschaft« (Rudolf Steiner, Vortrag vom 1. Mai 1919, GA 192, S. 65). Solange Erkenntnis aber nur im kantschen Sinne als ideelle Abspiegelung einer gegebenen Realität aufgefasst wird und nicht als erst durch den menschlichen Geist zu Leistendes, werden keine wirklich weiterführenden Perspektiven einer menschlichen Sozial- und Weltgestaltung gebildet werden können. Deshalb muss die Beck'sche Risiko-Phänomenologie notwendigerweise durch eine wirkliche Erkenntniswissenschaft erweitert werden, wie sie Rudolf Steiner bereits in seiner Frühschrift »Wahrheit und Wissenschaft« grundlegend veranlagt hat. Denn der Mensch ist ein Freiheitswesen, in seiner einseitig wirtschaftlich-technisch geprägten, zivilisatorischen Orientierungslosigkeit, gleichwie in seinem wahren geistigen Erkenntnisvermögen. Die durchaus historisch zu nennende Bedeutung der Beck'schen Gegenwartsanalyse rührt eben vor allem daher, dass sie die Grenzen der staatlich-wissenschaftlichen Institutionen selbst aufzeigt, also sozusagen eine wirkliche Selbstanalyse liefert. Dass Beck die »Definitionsverhältnisse« der Weltrisikogesellschaft als die eigentlichen »Herrschaftsverhältnisse« erkennt, das macht den Kern dieser Bedeutung aus.

Doch das heißt insbesondere, solange die schulische und universitäre Bildung unter nationalstaatlichem Monopol steht, wird reine Menschenbildung weiterhin durch wirtschaftlich nationale und partikulare Interessen deformiert, damit aber ein Geistesleben verhindert, das zu einer wirklich menschheitlichen Verständigung

führen kann. Diese Verständigung aber muss als zentrale Forderung unserer Zeit erkannt werden, wenn die Risikofaktoren unserer Gegenwart sich nicht zu steigenden Katastrophen expandieren, sondern durch bewusste, die Bedeutung des individuellen Menschen gewahrende, soziale Gestaltungen überwunden werden sollen.

Thomas Brunner

Sonderpädagogik für Alle?

THOMAS FRIEDRICH: **Die Perspektivität des Anderen – Ein interkultureller Dialog zu den Anfängen von Sonderpädagogik mithilfe des indischen Pädagogen Vinoba Bhave.** Helfant Edition, Remchingen 2002. 346 Seiten, 42 EUR.

»Es ist leicht zu lesen, was geschrieben steht, doch schwer zu lesen, was nicht geschrieben steht, denn man wird nie fertig mit Lesen.« Vinoba Bhave (1895-1982)

Deutschland ist auf der Suche nach Wegen, »das Fremde« unter uns zu integrieren. Dazu gibt es ein eigenes Bundesamt, eine Integrationsbeauftragte und seit kurzem einen »Nationalen Integrationsplan«. Es geht darum: 15 Millionen Menschen mit, wie es heißt, »Migrationshintergrund«, zu integrieren. Doch es geht (noch) nicht darum, die »Perspektivität des Anderen« als Maßstab (an-)zuerkennen. Aber darum geht es dem Autor des hier zu besprechenden Buches, Thomas Friedrich, und das geht eindeutig über die heutige »Integrationspraxis« hinaus.

Noch, so lässt sich manchmal beobachten, geht es in der Begegnung mit Fremden zu wie im 17., 18. oder 19. Jahrhundert. Damals war es wohl unter Missionaren üblich, nur soviel von dem Fremden zu verstehen, dass man von ihnen verstanden werden konnte. – Sprachunterricht und Sozialkunde ist wohl schon wichtig. Aber gilt es nicht zunehmend, in der Begegnung mit dem Fremden eine Chance zur Begegnung mit dem Neuen zu erkennen und einen kreativ zu nutzenden Bruch mit dem schon nicht mehr

Neuen, dem Eigenen, zu vollziehen? – Aus dieser Spannung zwischen dem Eigenen und dem Anderen zieht diese von der Philosophischen Fakultät der Julius-Maximilian-Universität zu Würzburg 2001 angenommene Dissertation ihre hier zu untersuchende Begründung.

Es wird sich zeigen, wie der Autor aus einem anderen Verständnis von »Sonderpädagogik« eine Perspektive ableitet, die nicht nur die offiziellen 15 Millionen als Fremde zum Objekt von Maßnahmen macht. Es geht viel breiter darum, etwa auch den Nachbarn, den fremden Anderen neben uns – und wir neben ihm – in ein Verständnis von Sonderpädagogik aufzunehmen, das über das übliche Verständnis einer Behindertenpädagogik, einer Rehabilitationstechnik, eines separierten Förderunterrichts hinausgeht.

Dies öffnet den Blick darauf, dass der Andere, der dem Eigenen so fremd gegenüberstehen kann, vielleicht in seiner menschlichen Not, seiner ihm drohenden Gefahr des Herausfallens, verloren gehen könnte. Und an dieser Grenze, wo das Scheitern und das Aufgeben zwischenmenschlicher Beziehungen anfängt, setzt Sonderpädagogik an. Im Kern läuft sie auf ein (Re-)Integrieren sowohl in personaler wie in sozialer Hinsicht hinaus und wird damit, im Zuge der Suche nach einem Weltbewusstsein, zur Chance, diese Grenze auch im globalen Kontext zu finden. Ihre Überwindung wäre ein echter Zugewinn für die Menschheit.

Friedrich findet diesen interkulturellen Raum in Indien im Allgemeinen und im indischen Pädagogen, Sozialreformer und Religionsphilosophen *Vinoba Bahve*, einem Vertrauten und engstem Mitarbeiter von *Mahatma Gandhi* (1869-1948), im Besonderen.

Der Grund dafür liegt in der Überzeugung Gandhis, wie sie von Vinoba weiterentwickelt, getragen und lebendig gehalten wurde. Danach geht es um *Sarvodaya* und *gramdam*, also dem »Wohlergehen aller, bis zum Letzten«. Diese Überzeugung hat zu einem Feldzug gegen die Armut und Verachtung der einfachen Menschen »unten« am Boden der Gesellschaft geführt und schließt auch die Reorganisation von Dorfgemeinschaften zu kooperativen, einander

gegenseitig tragenden Wirtschaftseinheiten ein. Damit läuft sie auch auf eine innere Wandlung des Menschen hinaus.

»Die Andersheit, die mir in Indien und über Vinoba begegnet, will ich mit der philosophischen Hermeneutik Gadamers aufarbeiten, die die wissenschaftliche Grundlegung meiner Arbeit darstellt«, so Friedrich.

Dieser anspruchsvolle, auf ein methodisches Ergreifen des weitgespannten interkulturellen Rahmens hinauslaufende Untersuchungsansatz führt souverän und wissenschaftlich abgesichert – gleichwohl verständlich formuliert – zu einem hochaktuell anmutenden Arbeitsrahmen. Er geht z.B. davon aus, dass »Interkulturalität eine Lebenshaltung zu sein habe, die keinen kulturellen Ort privilegiere«, die geradezu darauf setzt, »Begegnungen als Irritationen«, als Chance zur »Verflüssigung verfestigter Denkmuster« zu begrüßen. Damit nähert er sich dem Qualitätsanspruch der indischen Philosophie, wonach es um die »Kongruenz von Lehre und Handlung, von Wort und Tat« zu gehen habe. Nur dies, die praktische Realisierbarkeit, sei Prüfstein für die Richtigkeit einer Philosophie.

Im Kern geht es um die Kunst des Dialogs – um das Verstehen-Können, um Partizipation sowie um das Zuhören-Können. Interessant ist, wie es der Autor immer wieder versteht, das abendländische Denken mit gewachsenen indischem Anderssein zu kontrastieren, so etwa am Bildungsbegriff: Dem christlich-europäischen Bildungskonzept unterliege eine anthropozentrische Sichtweise; sie rücke den Menschen in den Mittelpunkt des Bezugsrahmens. In hinduistischer Sicht gehe es weniger um den Drang des defizitären Menschen nach einer Vollendung seiner (kleinen) Individualität; es gehe vielmehr um eine Vervollständigung des immer nur partiellen, brüchigen menschlichen Wesens innerhalb einer großen Totalität des Weltorganismus.

Friedrich macht ein wohl geordnetes und faszinierend breites Füllhorn auf. Er füllt seinen großen Rahmen zitaten- und facettenreich, in Abarbeitung der aktuellen europäischen Literatur zum interkulturellen Dialog und in ste-

tiger Einbeziehung der Pädagogik Vinobas. Das führt ihn zu folgenden Ergebnissen:

- Sonderpädagogik geht an die Schwelle der Not und an die Grenze humaner Ausgeschlossenheit.
- Sonderpädagogik vollzieht eine Umkehrung des Blicks. Als Treuhänderin der ausgegliederten Personengruppen bringt sie deren Interesse in die Gesellschaft der »Integrierten« zurück.
- Sonderpädagogik ist ein Hören auf den Anderen, schafft am Verlautbaren eines anderen Sprechens mit. Sie ermutigt die Initiative zugunsten einer Selbstbehauptung vergessener Menschen und kann zum Generator gegen Bevormundung und teils auch Ausbeutung werden.
- Sonderpädagogik führt hin zu dem Selbsthilfedanken – aus dem eigenen Anspruch der Ausgeschlossenen heraus dem Riss im Humanum entgegenzutreten.
- Sonderpädagogik ist in eine historische Linie bürgerlicher Emanzipation hineinzustellen, die heute – nicht nur in Indien – als *Empowerment* oder – in den Worten Vinobas – als *self-government* wohl weltweit die einzige Ressource bleibt, dem Druck der Formen und Verfestigungen zu entkommen.

Vinoba, der anerkannte Kenner der alten indischen Schriften, der Veden, der Bhagavatgita, steht für eine Neudeutung, für eine wache Neuorientierung nach den Erfordernissen der Gegenwart und zugunsten von Sozialdiensten. Dem Anderen zu dienen ist die neue, absolut gesetzte Pflicht, die die überkommenen sozialen Einteilungen abstreift.

»Wenn ich jemandem dienen will, muss ich wissen, was ihm Freude macht, sonst würde ich etwas Falsches und Nachteiliges für ihn tun. Liebe muss kennen, wem sie dienen will. Um die Kraft der Liebe durch Handeln zu verbreiten, ist Erkenntnis erforderlich ...«, so Vinoba Bhave.

Thomas Friedrich hat ein großes Buch geschrieben. Es ist ein Zukunftsschatz, der, gehoben und befreit aus dem Gefängnis wissenschaftlicher Methodik, viel über die Maßstäbe sagen kann, die jetzt und immer stärker angemessen sind, die »Perspektivität des Anderen« zum Aus-

gangspunkt zu machen. So gewappnet, können wir die vielfältigen Chancen der Begegnung mit Fremden als willkommenen Schock begrüßen.

Otto Ulrich

Eine andere Welt ist möglich

CHICO WHITAKER: **Das Weltsozialforum. Offener Raum für eine andere Welt.** Hg. v. Ulrich Morgenthaler in Zusammenarbeit mit Klaus Starke u. Christoph Strawe. VSA-Verlag Hamburg 2007. 253 S., 22,80 EUR.

Heutzutage verzweifeln viele Menschen angesichts der immer größer werdenden Schere zwischen Arm und Reich, anscheinend rechtlosen Menschen und den Vertretern des Finanzkapitals, die der Welt ihre Vorstellungen aufzwingen wollen. Man spricht von Globalisierung, Neoliberalismus und immer mehr auch von Terrorismus.

Und doch werden – aus der Not heraus – neue Konzepte entwickelt, um die Welt aus dieser Sackgasse herauszuführen. Eines davon ist das Weltsozialforum, das im Januar 2001, zum Auftakt des neuen Jahrtausends, in Porto Alegre/Brasilien zum ersten Male zusammenfand.

Dieses Forum ist als ein »Raum« gedacht, in dem alle Initiativen, die sich für eine bessere Welt einsetzen, eine Heimat finden können. Ein Raum, in dem die Zivilgesellschaft sprechen kann; keine »Bewegung« und vor allem kein »Kampforgan«. Die Organisatoren verstehen sich nicht als Leiter, sondern als Wegbereiter. Ein offener Raum zum miteinander Nachdenken und Planen. Niemand darf diesen Raum für sich vereinnahmen, niemand sich anmaßen, in seinem Namen zu sprechen.

Dieses weltweite Forum ist zu vergleichen mit einem immer größer werdenden, lebendigen Netzwerk. Oder mit einem Katalysator, der neue Formen der Zusammenarbeit von Organisationen und Bewegungen schafft. Wesentlich ist, dass große Menschenmassen zu einem sozialen, gewaltfreien Widerstand fähig werden. Aus diesem Grund wird auch auf ein Schlusssdokument verzichtet, das eine »Fokussierung« bedeuten würde. Diese könnte die Presse dazu verleiten,

über künftige Ziele abfällig zu berichten. Zum anderen: Wenn es keine »führenden Köpfe« gibt, ist es für Feinde des Weltsozialforums schwer, seinen Widerstand zu brechen.

Mit den Vertretern des Neoliberalismus wird kein Dialog geführt. Demonstrativ zum gleichen Zeitpunkt im Jahr, an dem das Weltwirtschaftsforum (WTO) in Davos tagt, findet als Gegenpol – jedes Mal an einem andern Ort der Welt – eine Veranstaltung des Weltsozialforums statt. Das bedeutet, dass das Gespräch mit den WTO-Vertretern nicht nur nicht gewünscht ist, sondern als sinnlos angesehen wird. Durch die Zeitgleichheit wird der Alternativcharakter noch unterstrichen.

Die Frage der Macht, die das sozialistische System so stark beschäftigte und letztlich scheitern ließ, wird hier mit einem neuen, paradox erscheinenden Ansatz angepackt: Je weniger Macht ausgeübt wird, um so mehr Wille, Kraft und Ideen können sich ansammeln, um so kraftvoller kann das Forum in die Welt wirken. Ein schützender Raum für Keime, die, wenn sie reif sind, durch einzelne Menschen oder Gruppen hinaus getragen werden können. Es nehmen Menschen teil, »die eine Welt wollen, die sich auf dem Prinzip von Solidarität, Achtung der Vielfalt, Förderung der Menschenrechte und Bewahrung der Umwelt richtet« (Grajew).

Das Buch berichtet nach einleitenden Beiträgen, darunter dem Vorwort von Chico Whitaker zur deutschen Ausgabe, in vier Kapiteln über die Anfänge des Projekts, über grundlegende Optionen für die Organisation von Sozialforen, über spezielle Fragen und die Perspektiven des Weltsozialforums. Der ausführliche Anhang enthält auch Whitakers Dankesrede beim Empfang des Alternativen Nobelpreises 2006. Eines der Nachworte stammt von Christoph Strawe aus dem Herausgeberkreis.

Da das Buch während des Weltsozialforums in Porto Alegre 2005, zunächst in portugiesischer Sprache, veröffentlicht wurde, beschreibt es die Vorgänge nur bis zu diesem Zeitpunkt. Inzwischen ging die Arbeit weiter, 2006 sogar an mehreren Orten gleichzeitig, und 2007 in Nairobi/Kenia.

Der Mitbegründer des Weltsozialforums Fran-

cisco (Chico) Whitaker Ferreira nennt vier Herausforderungen, die gemeistert werden müssen, damit das Weltsozialforum weiter bestehen kann. Zwei davon wirken von außerhalb: Regierungen und Parteien verstehen oft das eigentliche Anliegen nicht, oder versuchen den Foren beizutreten, um sich selbst dabei zu profilieren. Innere Probleme können den Forum-Prozess unterminieren: »Intellektuelle« mit der Überzeugung, zu wissen, was das Wichtigste ist, und die Versammlung der Sozialen Bewegungen, die versuchen, ihr eigenes Anliegen als Schlusssdokument durchzusetzen. Derartiges Fokussieren entspricht dem Nichtakzeptieren von neuen Formen des politischen Handelns, bei denen nicht unbedingt ein Konsens im Ganzen erreicht werden soll.

Es drängt sich ein Vergleich auf mit dem zahlenmäßig natürlich viel kleineren, 1925 in Jerusalem gegründeten Friedensbund »Brith Schalom«, der sich die Aufgabe gestellt hatte, zwischen Juden und Arabern in Israel zu vermitteln. In dem Augenblick, als man vom Gespräch zu einem aktiveren Kurs überging, wurde der Friedensbund von der politischen Landkarte weggewischt.

Der Stil ist ausgefeilt. Es geht um Politik oder um eine Art »Antipolitik« mit einigen spirituellen Prinzipien. Außerdem enthält das Buch, das sich als eine Materialsammlung versteht, sehr viele Anmerkungen, Wortlaute von Interviews und Zeitungsmeldungen. Der Autor Chico Whitaker beschreibt die Geschichte des Weltsozialforums »von innen«. Diese Initiative ist eine der bedeutendsten politischen Neuerungen der letzten Jahre. Mit seinen neuen Strategien zieht Whitaker gründliche Lehren aus dem Scheitern früherer politisch-sozialer Ansätze. Doch die Gefahr des Rückfalls in altes Denken ist noch nicht gebannt.

Das Weltsozialforum ist seit Porto Alegre 2001 der Träger einer Gewissheit: Eine andere Welt ist möglich. Aus einem Ereignis ist ein weltweiter, in die Zukunft wirkender Prozess geworden. Alle dürfen teilnehmen, die die Prinzipien der Charta achten. Die Anfänge bereits machen den teilnehmenden Menschen Mut, zumal sie sehen, wie viele sie sind.

Der eigentliche Urheber der Idee des Weltsozialforums ist Oded Grajew. Er sagte, dass jeder Mensch frei wählen kann zwischen einer Gesellschaft, in der er Spielball wirtschaftlicher Interessen ist, und einer Gesellschaft, in der die Wirtschaft das Wohlergehen aller fördert. So wie die Welt jetzt ist, steuert sie ihrer eigenen Zerstörung zu. Die Welt, in der wir leben, ist letzten Endes das Ergebnis unseres Handelns. Das zu erkennen und unser Verhalten danach einzurichten, ist eine große Herausforderung.

Maja Rehbein

www.weltsozialforum.org

Der Wald – eine wachsende Skulptur

GEORGE STEINMAN: **Blue Notes**, hrsg. vom Helmhau Zürich, mit Beiträgen von Gerhard Mack und Andreas Fiedler. Verlag für moderne Kunst Nürnberg, Nürnberg 2007. 176 Seiten, zahlr. meist farb. Abb., in deutscher und englischer Sprache, fester Einband, 24 EUR.

GEORGE STEINMANN: **Komi. Eine wachsende Skulptur 1997-2006**, mit Beiträgen von Hildegart Kurt, Heike Strelow. Stämpfli Verlag, Bern 2007. 106 Seiten, zahlr. meist farb. Abb., in deutscher und englischer und russischer Sprache, fester Einband, 25,80 EUR.

»Blue notes« ist im Hinblick auf den Schweizer Künstler George Steinmann ein doppelsinniger Titel: Als professioneller Musiker fasziniert ihn besonders der schwarze Blues. Und als bildender Künstler, der seit 1979 »transdisziplinäre Projekte« verfolgt, arbeitet er mit dem blaviolett Saft der Heidelbeere, den er vor allem auch wegen seiner heilenden, die Sehkraft verbessernden Wirkung schätzt. Wie überhaupt Quellsubstanzen, Wasser, Gesteine und Gesteinspigmente, Heilpflanzen und Pflanzensäfte zu seinen Materialien gehören. Es geht ihm jedoch nicht nur um die heilende und z.B. Papiere und Fotos färbende blaue Substanz, sondern auch um den ganzen Lebensraum, in dem die Heidelbeere – *Vaccinium myrtillus* – be-

heimatet ist, um die alpinen und nordischen Wälder:

»Es ist die Faszination von drei Themenbereichen, die mich immer wieder in die Wälder treibt. Erstens die Ästhetik der Wälder, vor allem der Urwälder, zweitens die mit dem Wald verbundenen Mythen und letztlich die naturwissenschaftliche Ebene, so zum Beispiel die Erforschung der Biodiversität oder die nachhaltige Forstwirtschaft. Der Wald ist ein vorauseilender Indikator für viele Fragen, die mich als Künstler beschäftigen. Es geht mir darum, die Prozesse zu verstehen, die sich in den Wäldern abspielen. Vieles ist bei uns ja nur noch Ahnung, altes Gefühl. Die Entfremdung ist zu groß geworden. Dabei wurde und wird der Wald größtenteils vom Menschen beeinflusst und ist deshalb letztlich ein Kulturgut. Immer wieder interessieren mich die ästhetischen Konstellationen in einem Wald. All die Strukturen, das Chaos der Linien, Flächen und Bildebenen, die starken Kontraste. Die wechselnden Lichtverhältnisse. Ein steter Kampf der Augen. Dann die Walddynamik, ein gleichzeitiges Kommen, Leben und Sterben. Nirgendwo ist das Werden und Vergehen so omnipräsent wie in der Waldwildnis. Hinzu kommt das Unübersichtliche, das Undurchschaubare. Der Wald ist das Gegenteil des Vertrauten, des ›Zivilisierten‹. Der Wald hat auch etwas taktiles, Schrundiges. Und dann erst die Düfte: Der Wald ist reine Sinnlichkeit.«

Der Wald ist für Steinmann vielfältiger Forschungs- und Gestaltungsgegenstand. Er arbeitet mit seinen Materialien, dokumentiert seine Strukturen und Prozesse in eindrucksvollen Fotos, greift durch architektonische Gestaltungen, die im wörtlichen wie im übertragenen Sinne zu Brückenbildungen zwischen Mensch und Natur werden, in ihn ein. Und er betrachtet ihn als eine »wachsende Skulptur«, deren Entwicklung er unter Einbezug der im und mit dem Wald lebenden Menschen begleitet. So ist auf Initiative des Künstlers und in Zusammenarbeit mit den lokalen Forstspezialisten im Modellforstgebiet Priluzje in der nordwestrussischen Republik Komi ein »Zentrum für nachhaltige Forstwirtschaft« als Ausbildungs- und Forschungsstati-

on entstanden. Dort befinden sich die letzten noch völlig unberührten Waldgebiete Europas, die es zu schützen bzw. durch eine nachhaltige Nutzung zu entwickeln gilt. »Indem das Werk ›Komi‹ als eine wachsende Skulptur angelegt ist, unterläuft es das Wachstumsdogma der Industriemoderne, die Ideologie des Schneller, Höher, Weiter, Mehr. Wachsen, wie Steinmann es versteht, meint nicht von allem immer mehr – und das in einen biophysisch begrenzten System, meint nicht dieses makabre Programm materiellen Akkumulierens, das inzwischen die gesamte Weltgemeinschaft in eine Art kollektive Suizidalität zu führen droht. ... Nur die stoffliche, biophysische Dimension der Erde hat Grenzen. Die geistig-kulturelle Dimension unserer Existenz auf dieser Erde will und kann immer weiter wachsen. ›Komi, eine wachsende Skulptur‹ zeugt davon« (Hildegard Kurt).

Diesem Projekt ist der großzügig illustrierte Band *Komi* gewidmet, während der ebenfalls reich bebilderte Züricher Ausstellungskatalog *Blue notes* einen Überblick über verschiedene Werkreihen, Projekte und Installationen gibt.

George Steinmanns Diktion, seine Selbstaussagen als Künstler (»Als Künstler verstehe ich mich als Wahrnehmenden, als auf Erkenntnisarbeit spezialisierten Fachmann. Transdisziplinarität ist ein geeignetes Hilfsmittel für eine Kunst, die nicht nur Wissen transportiert, sondern auch Wissen produziert.«) und der Charakter seiner Projekte verraten ein nahezu (natur-)wissenschaftliches Anliegen, das er mit seiner Kunst verfolgt und das zu einem »Zusammenhangsbewusstsein« führt und in eine »nachweltverträgliche Ethik« mündet. »Meine Kunst entwickelt eine eigene Zeitkultur. Es ist nicht zuletzt auch eine Methode, die nach einem neuen Umgang mit der Zeit fragt. Dazu gehört der Aspekt der Geduld. Meine Erfahrung hat gezeigt, dass es Wahrnehmungsebenen gibt, die sich nur außerhalb der herrschenden Atemlosigkeit erschließen. Was konkret heißt, dass sich Werke in einer ganz anderen Zeitachse entwickeln. Ja ich kann mir Kunstwerke vorstellen, die sich über Generationen entwickeln oder die zyklisch sind, ähnlich, wie es uns die Natur vorlebt. Dann betont die Vorgehensweise auch das Prozess-

hafte. Meine Installationen sind immer eine Art Versuchsanordnung, eine Momentaufnahme im Labor, die sich zu einem späteren Zeitpunkt auch wieder verändern. Ein stetes Weiterfragen. Es kann aber auch passieren, dass das Werk selber mitteilt, wann es fertig ist. Man realisiert das schlagartig, und dieses Gefühl gefällt mir ausgesprochen gut.«

Der *Komi*-Band endet mit einer Fotoreihe, die die vielfältigen räumlichen und zeitlichen Strukturen des Taiga-Waldes – zum Teil mit dem Kunstgriff der Doppelbelichtung – in eine Bildebene bannt. So bekommt zugleich die Fläche eine Tiefe, die die bloße Räumlichkeit sprengt. Bezeichnenderweise trägt diese Bildreihe den Titel »Selbstporträt«: Der Künstler findet sich selbst in der von ihm wahrnehmend und gestaltend begleiteten wachsenden Skulptur wieder.

Die Zitate des Künstlers sind dem Gespräch mit Andreas Fiedler in *Blue notes* entnommen.

Stephan Stockmar

Denkwelten

ARMIN PONGS: **In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Auf dem Weg zu einem neuen Gesellschaftsvertrag.** Band 1, Dilemma Verlag, München 2007 (1. Aufl. 1999), 24 EUR.

»In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?« Wer hat sich diese Frage nicht schon einmal gestellt, angesichts der immer komplizierter werdenden Verhältnisse, angesichts der sich mehrenden sozialen Probleme oder schlicht aus regem, zeitgenössischen Interesse an sozialen Fragen. Wer sich von Berufswegen her mit der Gesellschaft beschäftigt, sind die Soziologen. Doch auch, wenn sie sich mit den Akteuren, Strukturen und Organen desjenigen sozialen Organismus befassen, in dem wir alltäglich drinnen stecken, stehen, leben, so ist uns ihre Wissenschaftssprache und ihr Theoriegebäude nur allzu häufig fremd. Als weitere Verständnisbarriere kommt hinzu, dass sich insbesondere die deutschen Wissenschaftler wegen ihres Elitebewusstseins umso bewusster von dem breiten Publikum abgrenzen und

in Fachdebatten verschanzen, je näher ihr Fachgebiet dem Laien liegt. Ganz anders die französischen und englischen Wissenschaftler. Ihnen bedeuteten die *Abwendung von der Elite* und die *Hinwendung zum breiten Publikum* zumeist den eigentlichen Triumph ihrer Karriere. Es bräuchte in Deutschland also nicht nur einen Popularisierer der ebenso aktuellen wie relevanten Forschungsergebnisse, sondern mehr noch, es bräuchte erst einmal den Mut dazu, die Rolle des Popularisierers überhaupt zu übernehmen und daraus ein eigenes Buch- oder sogar Verlagsprojekt zu machen.

Beides hat Armin Pongs mit der Veröffentlichung seiner Trilogie *In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?* (1999) und der Gründung des *Dilemma Verlages* (1997) vor genau zehn Jahren gewagt. Selbst von Hause aus Soziologe, stellt er in dem ersten Band genau zehn neue *Gesellschaftsansätze* seiner Kollegen einem Laienpublikum vor, die Dilemmata unserer Gegenwartskultur aufzeigen und Zeitsignaturen unserer Epoche zutage fördern.

Ulrich Becks Paradigma der *Risikogesellschaft* erweist sich im Hinblick auf die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl von 1986 schon als scharf, vor dem Hintergrund der Klimakatastrophe zur *Weltrisikogesellschaft* erweitert, aber als noch schärfer blickend. Claus Offes macht mit dem Konzept der *Arbeitsgesellschaft* deutlich, wie wir Arbeit und Einkommen voneinander entkoppeln und warum wir ein erwerbsunabhängiges Grundeinkommen für jeden Bürger einführen sollten. Claus Leggewie kritisiert unsere Ignoranz gegenüber Einwanderern und plädiert emphatisch für die Akzeptanz einer *multikulturellen Gesellschaft*. Karin Knorr-Cetina, die einzige weibliche Wissenschaftlerin in diesem Panoptikum, zoomt mit der Methode der Mikrosoziologie diejenigen Laboratorien der *Wissensgesellschaft* vor die Linse, in denen Leben in der globalisierten Welt mental vorexerziert wird: die Hochfinanz und die Humanbiologen. Ronald Inglehart erlebte als junger Dozent die 1968er-Revolution in Chicago mit und machte die Frage nach den Bedingungen für den Wandel von materiellen zu immateriellen Werten, bzw. von der modernen zur *post-*

modernen Gesellschaft zu seinem Forschungsgegenstand.

Die von Armin Pongs vorgestellten Konzepte zeigen zweifellos Entwicklungssignaturen auf, die unsere Gesellschaft in ihrem Wandel konstituieren. Inwieweit diese Teilerkenntnisse aber als Etikett für eine ganze Gesellschaftsform hinreichen können, bleibt fraglich. Denn diese müssten aus der Überschau des gesamten Gesellschaftsorganismus auf ihren Platz verwiesen werden, wo sie gewiss ihre Teilberechtigung fürs Ganze haben, was Pongs allerdings nicht leistet oder nicht leisten will.

Stattdessen führt Armin Pongs den Leser in die Denkwelten der ausgewählten Soziologen nicht so ein, wie man gewöhnlich in die Klassiker einer Disziplin eingeführt wird: nach Vita, Werk und Wirkung, sondern nach dem Schema: Porträt, Konzept, Fragebogen und Interview. Der Leser wandelt durch die Denkwelten wie durch Ausstellungsräume. Und in der Tat hat Pongs diese Denkwelten bereits tatkräftig in Ausstellungswelten übersetzt und ist mit seiner Wanderausstellung durch den deutschsprachigen Raum gereist. Wer diese Ausstellung noch nicht gesehen hat, sich aber dennoch nicht bloß für die tagespolitischen Ereignisse, sondern auch besonders für die tiefenstrukturellen Wandlungen unserer Gesellschaft interessiert, dem sei das Buch *In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?* als eine charmante Einführung in die gegenwärtige Soziologie empfohlen.

Rahel Uhlenhoff